Zeitschrift: Bericht über die Tätigkeit der St. Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft

Herausgeber: St. Gallische Naturwissenschaftliche Gesellschaft

Band: 72 (1945-1947)

Artikel: Lesen und Leben

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-832841

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

LESEN UND LEBEN

Von Georg Thürer

Es leben in unserm Lande nicht manche Menschen, welche von einer so innigen Liebe zum Buche durchdrungen sind wie unser Emil Bächler. Ist es nicht merkwürdig, dass gerade der Erforscher der Urgeschichte, die man doch als die Zeit ohne schriftliche Zeugnisse von der eigentlichen Geschichte trennt, das Schrifttum dermassen hegt und pflegt? Schon seine Handschrift ist von einer Sorgfalt, dass man ihm, dem Achtzigjährigen, heute noch die Vorlage für eine Fibel anvertrauen dürfte. Seine Briefe sind wahre Urkunden von Gediegenheit. Betritt man Stube und Arbeitszimmer, so sieht man erstaunt um sich. Der Mann, welcher als Prähistoriker die alpinen Erdschichten als die Blätter seiner Urchronik bezeichnen darf, lebt in einer Buchwelt, wie man sie im Bibliothekzimmer eines stattlichen Landsitzes selten schöner beisammensieht. In welcher Privatbücherei findet man heute z. B. so gut wie alle Erstdrucke von Jeremias Gotthelf! In braungoldenem Lichte strahlen die grossen Schweizer Naturforscher des vorletzten Jahrhunderts hernieder, in deren Nachfolge Emil Bächler der Schöpfung allerorten ehrfürchtig begegnet. Als ich bei meinem ersten Besuche, um zeitlich und fachlich die Grenze dieser Schätze abzutasten, sagte: «Aber Tschudis ‚Rätia' haben Sie nicht?», genügte ein Griff, um mich eines Bessern zu belehren. Dann glitten viele kostbare Bände durch unsere Hände, Bücher, welche der Besitzer nicht nur gelesen, sondern in vielen Fällen auch eingebunden hatte. Jedes Buch hatte seine Geschichte, und aus gar manchem zweigte eine Anekdote ab, welche Emil Bächler so köstlich erzählte, dass man spürte, es könnte eigentlich dadrinnen, nicht gar weit von Hebels Schatzkästlein, auch ein Band mit eigenen Schelmengeschichten stehen (vornedran die Historie, wie Emil Bächler Frau Bundesrat Forrer «erdbeerfrüchtige Himbeeren»

heimbrachte), aber auch ein erbauliches Buch mit Bergpredigten, welche er auf freier Höhe seinen Alpenfreunden hielt. Kurz, wer über Emil Bächlers Schwelle tritt, der weiss, der atmet es, dass hier ein Mensch wohnt, bei dem sich Leben und Lesen in schönster Wechselwirkung durchdringen und bedingen, und zwar in einer Vielfalt, die in beglückender Weise das böse Wort widerlegt, dass heute der ernsthafte Forscher als allseitig teilnehmender Mensch abdanken müsse.

Emil Bächler zählt sich gerne zum Kreise derer, welche durch die «Bible des Alpes», Friedrich von Tschudis «Tierleben der Alpenwelt», der Naturwissenschaft gewonnen wurde. Das war sein entscheidendes Knabenerlebnis, und seine neulich erschienene Biographie erstattet dem Autor nun nach sieben Jahrzehnten den Dank für das Buch seiner Jugend, dessen Rang ihm eine Zeitlang höchstens Scheffels «Ekkehard» streitig machen konnte. Der Knabe Emil Bächler konnte dem Dichter noch persönlich die Hand drücken und ahnte damals wohl kaum, dass das Wildkirchli, wo Scheffel gleich seinem Helden vom schmerzvollen Verzicht auf eine unerfüllbare Liebe gesundete, dereinst zur Stätte seiner Ausgrabungen und damit seines eigenen Ruhmes werden sollte. Geheimnisvolle Fäden spinnen sich von Büchern gleich Nornenkunkeln durch unser Schicksal. Wir können sie nicht entwirren und wollen lediglich ein paar bescheidene Betrachtungen über den Zusammenhang von Lesen und Leben in unserm Alltag anstellen.

*

Nie werde ich es bedauern, dass ich auf dem Lande aufwuchs, wo man das Wort «Lesen», zumal im Sommer, wohl ebenso oft vom Einsammeln der Früchte als vom Umgang mit Büchern brauchte. Daher hatte der Begriff des Lesens für mich von früh auf etwas Erntehaftes an sich, und selbst heute, wo die Wände meines Arbeitszimmers immer mehr zu Büchermauern werden, leuchten, wenn vom Lesen die Rede ist, noch dann und wann schöne Erinnerungen an Beeren- oder Kirschenlesen auf. So nachhaltig prägen erste Begegnungen unsern Wortschatz. Mühe und Freude, wie sie das Kind in Laub und Gereut beim Einheimsen der süssen sommerlichen Gaben, aber auch beim herb-frommen Ährenlesen erfuhr, halfen mit, mir das Lesen immer als ein Sammeln und nicht als ein Zerstreuen erscheinen zu lassen. Ja, manchmal kommt mich die Lust an, statt von einer Lektüre zu sprechen, in angestammter Vorstellung zu

sagen: Ich möchte eine Lese halten. Aber das tönt wohl zu feierlich in unser papiernes Zeitalter.

Das Lesen hat seine Magie verloren. In Europa vermag heute jedes heranwachsende Kind mit gesunden Sinnen die Zeichen seines Sprachkreises zu deuten, ja schriftlich festzuhalten, während in China die Mehrzahl des Volkes zwar lesen, aber nicht schreiben kann. Wer des Lesens mächtig war, stand in frühen Kulturen in hohem Ansehen; er war gleichsam der Gottheit näher: der geistliche Stand war bis vor wenigen Jahrhunderten der Lehrstand. Ja, in unsern Bergen blieb da und dort bis in die Gegenwart das Pfarrhaus oder das Kloster die Stelle, wohin man seine Schreibsorgen trug. So erzählt man, wie ein Bündner Oberländer Bursche das Abfassen des entscheidenden Liebesbriefes dem seelenguten Pater Maurus Carnot anvertraute. Gilt es aber einen schlecht geschriebenen Brief zu lesen, so geht der Wissende zum Apotheker, welcher, durch das Entziffern der Handschriften der Herren Ärzte geschult, die schwierigsten Züge entziffern kann. Der Mediziner verwaltet offenbar das Berufsgeheimnis des einstigen Heilmannes am eifersüchtigsten.

Der Weltreisende Richard Katz berichtet, wie ihm auf einem Südsee-Atoll ein alter Polynesier gestand, nichts habe ihm und seinen Landsleuten von der Macht der Weissen einen solchen Eindruck gemacht wie die «sprechenden Blätter», welche sie einander sandten. «An die grossen Schiffe und an die Flinten hätten sie sich bald gewöhnt. Dass aber ein Weisser imstande war, einem magischen Blatte zu entnehmen, was auf einer andern Insel geschah, und dass wiederum er solch ein Blatt aussenden konnte und ein Boot mit Nahrung kam heran: das hätten sie als grösstes Wunder bestaunt.» Nicht minder geheimnisvoll mag unsern alemannischen Vorfahren die Schriftkunst der Römer und Kirchenmänner erschienen sein.

Was ist aus diesem Wunder geworden? Eine blosse Fertigkeit, eine alltägliche Gewohnheit. Lesen ist heute ungemein billig, weil das Schreiben durch die heutige Druckvervielfältigung Tausenden das Lesen eines Werkes zugleich ermöglicht. Das Buch ist nicht mehr ein so kostbar Ding wie im alten Kloster St.Gallen, in welchem ein Abschreiber wohl am Ende jahrelanger Arbeit wünschte, der Name dessen, der das Buch stehle, möge aus dem Buche des Lebens gestrichen werden. Aber auch der Stadtvater Joachim Vadian durfte noch ein Jahrhundert nach Gutenbergs Erfindung den an sein Sterbebett gerufenen Ratsherren seine Bücherei als seinen

kostbarsten Schatz vorstellen, denn die 450 Bände, welche den Grundstock der nach ihm benannten Stadtbibliothek Vadiana bildeten, waren nicht nur unschätzbare Güter des Geistes, sondern stellten auch ein beträchtliches Vermögen dar, kostete doch in der Lutherzeit das verbreitetste Buch, die Bibel, so viel wie ein Pferd. Wie wohlfeil ist dagegen heute das Lesen geworden! Die Staatsschule lehrt es unentgeltlich, und der bescheidenste Hilfsarbeiter kann für einen Stundenlohn beim Zeitungsmann mehr Gedrucktes kaufen, als seine sämtlichen Schulbücher zusammen an Lesestoff enthielten. Welch eine Wandlung innerhalb eines halben Jahrtausends! Müsste man eine einzige Nummer der «Neuen Zürcher Zeitung» auf dem mittelalterlichen Abschreibewege vervielfältigen, so würde das Aufgebot aller Schweizer Schüler für eine Schreibwoche nicht hinreichen, um das zu leisten, was die Rotationspresse in wenigen Stunden besorgt. Da auch das Papier nur ein Bruchteilchen des Pergamentpreises kostet und die Zeitungen mit dem Anzeigeteil klug wirtschaften, ist das Lesen wahrhaftig spottbillig geworden.

Wir wollen die erfreulichen Seiten dieses allgemeinen Zuganges zum Lesestoff nicht verkennen. Manche üble Geheimnistuerei fiel dahin. Die Menschen sind heute weniger als früher auf einen Vormund angewiesen. Sie schlagen seit der Reformation selbst ihre Bibel auf, um Bescheid in Glaubensfragen zu holen. Auch in Rechtsfragen nehmen sie selbst die Gesetzbücher zur Hand. Das politische Leben einer modernen Demokratie lässt sich ohne die heutige Leichtigkeit im Lesen kaum mehr denken. Meinung und Gegenmeinung sind jederzeit zu vernehmen, und nichts spiegelt und prägt die Züge der öffentlichen Meinung, der heimlichen Königin unserer Zeit, so sehr wie gerade die Presse. Wir sind ein lesendes Geschlecht geworden.

Lässt uns nun das überreiche Lesen den Sinn des Lebens besser erfassen und erfüllen? Es ist gewiss denkbar, dass auch für einen heutigen Menschen eine Lesestunde zur Schicksalswende werden kann, wie sie Augustin erfuhr, als er nach dem Ruf «tolle — lege!» zu den paulinischen Briefen griff, oder Pestalozzi, der die Werke Rousseaus in die Betstunde ins Fraumünster mitnahm; auch Wirkungen können sich wiederholen, wie sie Goethe durch Winkelmanns Werk «Geschichte der Kunst des Altertums» erlebte oder Nietzsche, der die Begegnungen mit den Büchern Schopenhauers, Stendhals und Dostojewskis als die drei Glücksfälle seines Lebens bezeichnete. «Der Instinkt der Verwandtschaft (oder wie soll ich's

nennen?) sprach sofort.» Diese Grüsse des Genius an einen innerlich Bereiten sind indessen zu aussergewöhnlich, um allgemeine Betrachtungen daran anzuschliessen. Dem aufmerksamen Beobachter der Gesamtlage entgeht nicht, dass die Hochflut bedruckten Papiers, welche Tag für Tag an viele Zeitgenossen heranspült, den Sinn für Werte verwischt. Das Geistesleben besteht immer mehr aus Reflexen statt aus Reflexionen. Neulich las ich in der Auslage eines Papiergeschäftes das stolze Wort «Ohne Papier keine Kultur». Beim Weitergehen dachte ich mir, wie schwer es heute manchem falle, seine innere Kultur trotz des Papiers zu behaupten. Wenn schon Goethe und Jacob Burckhardt vor dem verflachenden Zeitungslesen warnten, so muss sich der schaffende Geist von heute ganz besonders hüten, im Lesen der Tagesneuigkeiten auf- und unterzugehen, sonst gleicht er innerlich bald dem Kiosk, der mir oft als das eigentliche Tempelchen der heutigen Großstadt erscheinen will. Dort findet der nach leckern und betäubenden Kleinigkeiten lechzende Gaumen seine Freude, wie auch die auf krasse Meldungen letzter Stunde erpichte Seele ihre Lust. Vergangene Kulturen suchten in der Versenkung das Ewige, das Bleibende, ein Grossteil der Gegenwart aber eilt dem Raschesten, dem Neuesten nach. Unser Leben ist im Doppelsinn des Wortes «flüchtig» geworden: man flieht in die Betäubung, man verfällt dem Nippen.

Kann dem durch das Leben taumelnden Menschen der Sinn für die Mitte des Daseins neu geschenkt werden? Das ist nur möglich, wenn er Abstand vom Geschehen gewinnt. Wer sich zu erheben vermag, gewinnt Überblick, und erst wer Verhältnisse überschaut, kann das Wesentliche vom minder Wichtigen trennen. Wer im Dahinleben befangen bleibt, kann gewiss auch einmal an eine Glücksinsel geschwemmt werden, aber sein Leben bleibt ungestaltet, ein blosser Ablauf. Verschlägt es ihn an wenig wirtliche Ufer, so ist er kaum imstande, den Sinn des Leidens im Lebenszusammenhang zu erkennen. Er ist ein Kind der Stunde und kein Meister des Lebens, der sich des guten Augenblickes freut, aber das Widerwärtige tapfer und hellen Blickes eingliedert und damit entgiftet.

Kann das Lesen uns beim Wandel vom blossen Dahinleben zum bewussten und beherzten Lebensgestalten einen Dienst erweisen? Ist es also bildend? Die Schule bejaht diese Frage offenbar, denn das Lesen zählt neben Schreiben und Rechnen zu den drei Grundfächern, und es ist gewiss, dass schon das Begreifen der Buchstaben, Wörter und Sätze

als Sinnbilder für lebendige Laute, Dinge, Wesen und Zusammenhänge eine Bereicherung unseres Innenlebens darstellt. Auf dieser Geistesstufe mag sich in manchem Kinde etwas vom Urzauber des Lebens wiederholen, der einst in Frühkulturen wirksam war. Es lohnte die Mühe zu untersuchen, ob nicht von dieser ersten Begegnung mit der Zeichenwelt ein neuer Leseweg gefunden werden oder auch beim Erwachsenen durch Wachrufen der frühen Erinnerungen nachgeholt werden könnte, denn das heute betriebene Lesen ist in der Gefahr, immer mehr zur Technik zu werden. Als guter Leser gilt gemeinhin, wer das Schriftbild so rasch als möglich in Vorstellungen umwandeln kann. Das besinnliche Lesen, das bei Worten verweilt und weiss, dass ein Wort nicht nur Zeichen für einen Sinn, sondern auch Notenwert für einen Klang darstellt, der zum Vorlesen drängt, wird in den Schulen nicht gehörig gepflegt; das musische Lesen ist leider zu sehr dem verstandesmässigen gewichen. Freilich bei Fremdsprachen lässt sich nicht derart über die Seiten hasten; man muss immer wieder innehalten und die Sätze abklopfen, bis man ihren Kern erfasst, und aus diesem Grunde, glaube ich, formen oft fremdsprachige Werke den Geist unserer Mittelschüler mehr als Bücher in der Muttersprache; diese durchgeht man, jene werden erarbeitet, Satz für Satz. Trotz der Hast der Zeit, nein, gerade, weil sie atemlos hastet, soll das Lesen aus langem Atem betont und gepflegt werden. Dann ist das Lesen gesund. Die St.Galler Mönche wussten, weshalb sie über den Eingang der Stiftsbibliothek das einladende Wort «Heilstätte der Seele» schrieben. Freilich ist das Lesen auch eine «Technik». Gerade deshalb steht es ja wie alle Technik in der Gefahr der steten Beschleunigung, wobei die Menge wichtiger wird als die Güte. Nun muss zwar der Mensch von heute sehr rasch lesen können. Ja, er muss z. B. Zeitungen geradezu «überfliegen» können, um zu wissen, wo sein Geist zu rasten hat, wo er «gründlich» werden muss. Wir brauchen den schweifenden Blick in die Breite, um die Stelle zu erspähen, wo wir uns niederlassen sollen, um das aus der Tiefe herauszuholen, was uns innerlich fördert. Die Sprache hält ja auch dafür ein prächtiges Bild bereit: nach dem Überfliegen soll man sich an der richtigen Stelle in einen Text «vertiefen» können. Wo die ergiebige Stätte ist, an der sich das Versenken in eine Schrift lohnt, kann nicht nach einer Faustregel entschieden werden. Es gibt immer wieder begnadete Finder, die gleich Haselrutengängern erspüren, wo das erquickende Wasser des Lebens rauscht. Man kann aber auch zum rich-

tigen Lesen erzogen werden, um sogar sich selbst dazu anzuhalten. Schon der treu befolgte Vorsatz, jeden Tag nur eine Seite gehörig zu lesen, ja, nur einen Satz willig in sich aufzunehmen und ihn rundherum zu bedenken, ist ein hoffnungsvoller Einstieg. Dabei hilft der Versuch, den Inhalt nach einer Weile schriftlich wiederzugeben oder ihn gesprächsweise andern mitzuteilen. Unser Lesen ist gewiss auch deshalb lebensfremd geworden, weil es sich zu weit vom Gespräch entfernt hat. Das Gespräch allein würde uns schon immer wieder nötigen, zu einem Text zurückzukehren, um eine angezweifelte Meinung zu erhärten oder auch Schwächen des Verfassers zu entdecken. Für den Wissenschafter versteht sich diese stete Überprüfung im Kreis der Fachleute eher als für den Leser schöner und erbaulicher Literatur, sofern er sich nicht als Forscher mit ihr befasst. Man ist oft gar nicht willens, Lesen und Leben auf einander abzustimmen, ist doch heutzutage das Lesen vielfach ein Ausweg aus dem Leben.

Das Lesen als Ausweg aus der Wirklichkeit zeigt sich in zwei Formen. Ihr gemeinsamer Grund besteht im Mangel an Befriedigung im Leben selbst. Die Seele fühlt sich vom eintönigen Dasein angewidert und sucht sich z. B. im Roman eine schönere Gegend. Der Leser braucht im Engpass seines Alltags eine Weite, wo man Ausschau in die unabsehbaren Gefilde fremder Vorstellungskraft geniesst. Solches Lesen ist in den letzten Jahrzehnten vielfach durch den Filmbesuch ersetzt worden, wobei die Bilder der Leinwand uns der Mühe, Sätze in Vorstellungen umzudenken, entheben, so dass der Film zwar die Vorstellungswelt bereichert, die Vorstellungskraft aber lähmt. Der Film ist schon deshalb unpersönlicher als das Buch, weil er allen Besuchern das gleiche Tempo aufnötigt und kein Verweilen an einer uns besonders ansprechenden Stelle gestattet. Er ist für die meisten Besucher einfach das Bilderbuch der Erwachsenen, das auch Märchenwünsche zu befriedigen hat. So dürsten auch die meisten Romanleser nach dem grauen Einerlei des Tages abends nach dem farbenfrohen Andern. Sie lieben das «ausspannende Lesen». Das Fuhrwerk der Tagesfron wird verlassen. Man ruht sich lesend aus, um den Karren tags darauf wieder ziehen zu können, nicht froher, nicht grimmiger, sondern im gleichen Trott und Tramp. Lesen und Leben durchdringen sich nicht. Sie lösen sich einfach ab, wie in einer Kette nach manchen grauen Kugeln wieder einmal eine bunte, die Lesestunde, kommt.

Ist solches Lesen als Ausweg nur ein regelmässiges Beiseitetreten, eine Art Marschpause, so gibt es auch ein Lesen, bei dem der Ausweg zur eigentlichen Flucht wird. Bieten Beruf, Freundschaft oder Liebe nicht die erhoffte Erfüllung, so hält man sich beim Romane schadlos. Er spende das vorenthaltene Glück. Und freigebig breitet er seine Schätze aus, zeigt Menschen in fabelhaftem Aufstieg; in ihm waltet Verständnis und liebkost alle Zärtlichkeit, welche das Leben solchen Lesern und Leserinnen nicht oder nur dürftig spendet. Nun erscheint die Wirklichkeit im Vergleich mit solcher Märchenwelt doppelt schal, der Beruf, welcher jahraus, jahrein vom gleichen Heim auf gleichem Weg zur gleichen Arbeitsstätte führt, neben der Oase der Lesewelt eine öde Wüstenei, und auch die Lebensbegleiter vermögen, an den Liebeshelden der Romane gemessen, nicht mehr zu bestehen. Nur selten geben sich die Leute, welche sich aus Büchern Trost holen wollten und sich den Verleider am eigenen Kreis anlesen, darüber Rechenschaft, dass meistens auch der Verfasser solcher Werke diese Welt als Ausweg seines eigenen Lebenskäfigs erfand. Der Leser hält nun einmal diese schillernde Welt für möglich. Sie ist ja auch jederzeit zugänglich und sehr bequem, da sie nicht widerspricht und keine Pflichten auferlegt, also ganz dazu angetan ist, uns vom unbefriedigten Leben auf eine mühelose Weise zu erlösen. Ein solches Lesen steht bald in Feindschaft mit dem Leben. Es lockt uns in eine rosenrot ausgeschlagene Fluchtburg, in welcher man vor dem leiden Leben die Faust ballt, statt ihm die Hand zu reichen.

Gibt es denn auch ein Lesen als Lebenshilfe, Bücher als Freunde? Gewiss, wir geniessen solches Lesen, wenn wir uns Werken zuwenden, welche aus einem bedeutenden Leben stammen und uns das eigene Leben gestalten helfen, indem sie uns den Sinn für bedeutende Werke wecken und bilden. Es können Bücher aus dem Bereich von Glauben, Wissenschaft oder Dichtung sein. Die Hauptsache ist ihre Grundhaltung, ob sie nämlich den Menschen über sich hinausheben wollen, ohne ihn seinem Lebenskreise zu entfremden. Wer sein Leben als dumpfen Gang empfunden hat, muss nach einer gesegneten Lesestunde erkennen, dass wir in einem lichten Gewölbe leben, dessen Maße guten Grundgesetzen entsprechen und durch dessen hohe Fenster die ewigen Sterne hereinleuchten. Das kann einem aufgehen beim Hinweis auf ein Gebot, ein Naturgesetz oder ein gültig gestaltetes Menschenschicksal, aber auch in der Schilderung eines fallenden Blattes, wenn dieses Ding oder dieser Vorgang so

gestaltet ist, dass das Ewige hindurchleuchtet. «Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie schön die Welt ist und wieviel Pracht in den kleinsten Dingen, in irgendeiner Blume, einem Stein, einer Baumrinde oder einem Birkenblatt sich offenbart», bezeugt Rilke, der sich dem Schauen und Lauschen hingab, ehe er schrieb. Wer seine Gedichte in sich aufnimmt, macht daher eine Seh- und Hörschule der Seele durch. Alle Dinge und Wesen kommen ihm durchsichtiger vor, weil er in der Erscheinung einen Gedanken, im Bilde einen Sinn und in der Zeit das Ewige sieht. So sind besonders die Gedichte, welche der Zeitungsleser als nicht geläufig übergeht, Probestücke des guten Lesens. Weder dem Stoffhungrigen noch dem blossen Verstandesmenschen erschliessen sie sich; jener ahnt das Geheimnis der Form kaum, dieser spürt die Schwingung nicht. Wer keine Freude am Helldunkel, keine Lust am Pulsgreifen des Lebens mitbringt, dem bleiben wunderbare lyrische Gedichte höchstens wunderlich. Dem Eingestimmten aber schenkt ein schönes Gedicht mehr als nur das Glück einer Lesestunde: weil es eine kleine Welt, wortgewordenes Leben, darstellt, kann es förmlich ein Schlüssel zu einem gehobenern Leben werden.

Leichter zu lesen sind Erzählungen. Das Eigenwillige des Dichters tritt zugunsten der geschilderten Zustände und Handlungen zurück, doch bleibt der Wille des Künstlers, im Kleinen das Grosse, im Zeitlichen das Ewige aufleuchten zu lassen, sowie es Adalbert Stifter in der Vorrede zu den «Bunten Steinen» sagte: «Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen, bekannten wie unbekannten, einen Gruss zu schicken und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften ... Das Weben der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für gross: das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für grösser als obige Erscheinungen, ja, ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen so viel höherer Gesetze sind.» Ähnlich in der innern Natur, in welcher Stifter «ein Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemässheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben» grösser erschienen als «mächtige

Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollender Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreisst, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft». Mag auch dem Dichter selbst in seinen allerletzten Lebensstunden der Sinn für diese Wahrheit verdunkelt worden sein, so besteht doch seine Wegleite an die Leserschaft zu Recht: «Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.»

Das Drama freilich steht nicht unter diesem sanften Gesetz. Es lebt vom Gegensatz, es rückt den Menschen in die schärfsten Spannungsfelder der Pole, hinter denen immer wieder Himmel und Hölle aufleuchten. Die Leidenschaft kommt zum Ausbruch, und der Zuschauer soll angesichts der Wirkungen alles Masslosen und damit Unmenschlichen geläutert werden. Dramen sind im Grunde keine Lesestücke, sondern gedrängtes Leben, das zur Nachgestaltung im Bühnenspiele geschrieben wurde. Da aber ein Theaterabend sich auf drei Stunden zusammendrängt, erhöht das vorbereitende und das nachherige Lesen eines Schauspiels den Kunstgenuss, indem wir weniger im Banne des Geschehens befangen bleiben und somit die Freiheit sichern, welche auch der ergriffene Betrachter zu wahren hat. Es ist sehr schade, dass sich heute selten mehr eine Gesellschaft zusammenfindet, um ein Drama mit verteilten Rollen zu lesen. Solche Leser sind nämlich Personen im Ursinn des Wortes, denn «personae» hiessen im antiken Theater (von der Dichtung) «Durchklungene».

Am ersichtlichsten ist der Zusammenhang zwischen Leben und Lesen bei der Lektüre der heute so beliebten Lebensbeschreibung. Der nüchterne Zeitgenosse verspricht sich hier den unmittelbarsten Einblick in ein aussergewöhnliches Leben, und die redliche Biographie strahlt denn auch lebensgestaltende Kräfte aus. Ein vollendetes Leben erteilt immer Bescheid über das werdende und damit über unser eigenes, denn bei allem Wechsel der Nöte, die wir zu überwinden haben, bleibt doch das Ringen allen Menschen gemeinsam. Die grossen Gestalter der menschlichen Gesellschaft waren nicht von ungefähr meistens und besonders in ihrer Werdezeit eifrige Leser und Freunde von Biographien. Ist nicht auch das Buch der Bücher in seinem Kernstück eine vierfache Biographie eines gottvollen Lebens? Da darin wie nirgendwo das einzelne ins Gleichnishafte emporgehoben wird und sich jeder Weltsplitter zum göttlichen Ganzen fügt, ruft es zur Nachfolge in der Gottes- und Nächstenliebe auf wie kein zweites.

Eine Hauptquelle der Biographien stellen die Briefe dar, die nicht nur das Lesen schwerer Texte zu erleichtern vermögen, sondern an sich zu den schönsten Urkunden der menschlichen Seele gehören. Was gibt es Duftigeres als die zartesten Liebesbriefe von Mörike, Männlicheres als die herbsten Briefe Lessings, und wer vermöchte kerniger und humorvoller zu schreiben als der Brieffreund Gottfried Keller! Was sollten solche Briefe nicht auch in unserm bescheidenen Leben eine schlummernde Schönheit wecken, eine verschüttete Quelle befreien! Dankbar nahen wir uns solchen Blüten und Früchten eines gesegneten Lebensbaumes, um demütig Lese zu halten.

Wir sind zum Bilde der Lese, von dem wir ausgegangen sind, zurückgekehrt. Wer Früchte einheimst, soll auf Samen bedacht sein. Nur das Edelste sei Saatgut. Der richtige Leser muss wählerisch sein. Vor allem Lesen stehe die Auslese. Haben wir unsern Sinn für das Wertvolle geschult, so dränge man getrost das Halb- und Minderwertige beiseite, um bei den bedeutenden Denkern und Dichtern Einkehr zu halten und bei ihnen zu verweilen. Sie werden uns das Leben von innenher erhellen, und über alle Zeiten und Zonen hinweg vollzieht sich in uns und an uns das Lesewunder immer wieder aufs neue.

Solches Lesen wird zur Kunst und hilft uns, das Leben selber zum Kunstwerk zu gestalten. Wir geben uns den Büchern hin, ohne uns ganz an sie zu verlieren. Als Kinder lesen wir mit blinder, als Erwachsene aber mit sehender Liebe. Wäre aber einer so vermessen zu sagen, er habe in der Lesekunst ausgelernt, so mag ihn ein Goethewort demütigen. Als der Weise von Weimar das Alter erreicht hatte, das unserm Jubilar vergönnt ist, sagte er zu Soret: «Die guten Leutchen haben keine Ahnung, wieviel Zeit und Mühe es gekostet, Lesen zu lernen und mit Verstand zu lesen! Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht.» Die glücklichsten Menschen sind wohl diejenigen, welche Denken und Tun ins Gleichgewicht bringen und auch zwischen Lesen und Leben das erreichen, wofür Goethe das schöne Wort liebte: den Einklang.